

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 31

Artikel: Der Rosenhof [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644320>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sennersche in Wort und Bild

Nr. 31
XV. Jahrgang

Bern
1. August 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Wanderung. (Zum 1. August 1925.)

Von Ernst Oser.

Zwei trafen ich da jüngst beim Wandern, hing nicht ihr Auge an meinem Munde, Aber Vielen der Leidensgefährten
Stille Gesellen, im Wiesengrün. Fragend an meiner Rede Laut? [de, hat noch kein sonniger Tag gelacht.
Keiner sagte ein Wort dem Andern. Freunde, mir ward eine schmerzliche Kun- Seufzend schleppen sie ihre Härten
Von dem Prangen und all dem Blühn. Als ich den Beiden ins Antlitz geschaut. Auf ihrem Wege in Dämmer und Nacht.
Als sie ruhten und selig schauten, Taubstumme waren es. Hören und Reden Helden des Leidens sind sie alle.
Schallte kein froher Wanderruf Blieb den Beiden auf immer versagt. Schweizer, gedenkt dieser Armen im Land!
Zu den Sernen, die glänzten und blauten, Helden, die ihres Leidens Sehden Daß es von Türmen und Zinnen schalle:
Zu der Pracht, die der Sommer schuf. Mutig durchkämpft und unverzagt. Haltet offen die liebende Hand!
Aber die Augen lachten den Beiden Wenn jene frohen scherzen und singen, Taubstumme Brüder, euch lohnen die
Hinaus zu Kluren und Aehengold. Dringt kein Ton ans verschlossene Ohr Der Eidgenossen am Feiertag! [Zeichen
Ein frohes, glückliches Sich-bescheiden Und das festliche Glockenklingen Wir alle wollen euch Hilfe reichen,
Mit all' den Wundern, so reich und hold. Zauber kein Echo ihnen hervor. Euch gilt unsrer Herzen froher Schlag!
Lag auch den Beiden das Herz offen, Stumme Gebärden, beschwerliches Lallen Auf unsre Treue wollen wir bauen,
Tat sich mir doch kein Jubel kund, Sind ihre Sprache, ihr einziger Gruss. Gedenkend der Väter heiligem Schwur.
Sinnend stand ich, und seltsam betroffen, Sagten so gerne den Menschen allen, Die Saat soll goldene Ernte schauen,
Ob der Gesellen verschlossenein Mund. Was beglückt ihren Wanderfuß. Es ziehe die Pflugschar des Friedens Spur!
Als ich den Zweien mich zugesellte Nur ihre Herzen und Augen trinken So mögen die tausend Banner wehen
Mit des Wanderers heiterem Wort, Sich an dem Quelle des Schönen satt, Den Starken und Schwachen, für Alt und Jung,
Sah ich, wie sich ihr Blick erhellt, Sehen die Freude grüßen und winken Wenn flammend die Berge herniedersehn
Doch . . . ihre Lippen schwiegen fort. All' des Volkes in Dorf und Stadt. Auf unsre festliche Wanderung!

Der Rosenhof.

Roman von Lissa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 31

Susanna saß sehr bedrückt am Fenster und sah hinaus. Wenn es doch Frühling würde! Wenn die Apfelsäume blühen, ist es so schön, da hinunter zu sehen. Die Wiesen leuchten dann von Farbe. Es glänzte auch jetzt da unten, aber kalt und einförmig, und am Schnee konnten sich höchstens die Straßenbuben freuen, die mit blauen Händen den Rain hinunterschlittelten. Ja, leider hatte sie ihnen das erlaubt, und nun konnte kein Mensch mehr auf der glatten Bahn gehen. Auch da hatte Berene ihr Veto einlegen wollen und zornig betont, daß, seit die Frau Ursula nicht mehr da sei, das Fräulein Mut zu allem habe.

Der lustige Mann, der die Rede gehört, hatte ein wenig mit dem linken Mundwinkel gezuckt, triumphierend, wie es Susanna vorkam. Aber sie mußte sich geirrt haben, denn wie käme der dazu, auf dem stillen unfrohen Rosenhof zu lachen?

Aber Susanna fragte sich, ob es nicht viel besser, nein, viel richtiger, nein, viel angenehmer gewesen wäre, ihren Vater anderswo unterzubringen. War die Aufgabe nicht zu schwer für sie, und war sie nicht zu peinlich?

Da kam der Wärter und fragte Springer, ob er ein Spiel mit ihm machen wolle. Diesem Anerbieten widerstand der Kranke nicht, und er und der Wärter begaben sich hinunter in Springers Zimmer.

Susanna atmete auf. Sie sah ihren Vater den ganzen Nachmittag nicht, und auch in der Nacht blieb alles still. Aber wenige Tage nach seiner Ankunft wurde er von einem Unfall heimgesucht, der schlimmer war als die vorhergegangen und lange dauerte. Susanna hatte entsezt nach dem Wärter geläutet und war zitternd in ihr Zimmer gegangen.

Berene, die gar nicht dabei gewesen und nun ihre Mitteilungen aus dem Reichtum ihrer Phantasie schöppte,

beschrieb der Gärtnerfrau in den schwärzesten und schwefelgelbsten Farben, wie alles verlaufen, und wie der Springer sich benommen habe, als hielte ihn der Böse am Schlaftisch. „Und wer weiß“, fügte sie hinzu, „ob der nicht unsichtbar dabei gewesen ist. Säuber und Spieler sind ihm lieb, das weiß man.“

Sie und die Gärtnerfrau suchten darauf im „Buch der Weisheit“ nach, was über die fallende Sucht stand, und schlügen Rezepte auf, aber so viel wußten sie von vornherein von der Neuzeit und der Jugend, daß sie weder das Fräulein Susanna noch den Herrn Doktor Bernhard von der Wirksamkeit der Rezepte überzeugen können. Verene legte den braunen, hagern Finger auf die Stirne und sagte zur Gärtnerfrau: „Die schönen Zeiten sind vorbei, die Jungen glauben nichts mehr“, worauf die Frau nickte. —

Da kam Christian und schalt, daß man ihm die Schuhwichse verlegt und daß die Frauenzimmer immer und ewig dieselben wären, worauf Verene sich entfernte.

Die Gärtnerfrau erzählte ihren Bekannten von der schrecklichen Krankheit des Vaters von Fräulein Susanna und bekam in den nächsten acht Tagen viel Besuch; denn es hoffte ein jedes dabei zu sein, wenn der Böse den Amerikaner schüttelte. Mit Neugier und Grausen lauerten sie stundenlang, wie Kinder tun, wenn sie das härtige Teufelchen vor sich haben, das unversehens aus der Schachtel springen soll.

Die Tage schwammen nicht mehr stumm an Susanna vorbei und glitten ihr aus den Händen, ehe sie sie recht besehen. Sie waren körperlich geworden und warfen tiefe Schatten. Viel Angst stand das junge Mädchen aus, und schwere Sorge um ihren Vater quälte sie. Neuerlich war alles geordnet. Der Wärter verstand sein Amt und wußte Springer unmerklich in das Netz seiner Achtsamkeit zu ziehen, unterhielt ihn auch, soviel seine Zeit erlaubte, mit harmlosen Kartenspielen, Spaziergängen und sogar mit Vorlesen. Aber dafür erwies sich Springer als zu unruhig. Wie ein Gefangener ging er dabei in seinem Zimmer hin und her, stellte da eine Schale gerade, drehte dort an einem Leuchter, stand vor dem Bild von Glaube, Liebe, Hoffnung still, das um ein Stockwerk tiefer gewandert war, und rückt an den Trotteln seines Lehnsstuhles. Und nach einer Viertelstunde schrie er den Wärter an, er solle mit seinem Seim innehalten. Das alles nützte ihm nichts mehr.

Defters war Springer schon entwischt und angekommen nach Hause gekommen. Alle guten Geister verließen ihn dann, und es machte ihm Freude, Susanna mit boshaften Reden zu verfolgen. Sie flüchtete sich an solchen Tagen empört und ungeduldig auf ihr Zimmer. Im allgemeinen gab ihr aber die Anwesenheit des Vaters das Gefühl, daß ihr Dasein einen Zweck habe, daß sie etwas tue, was ihr nicht leicht fiel, und daß sie eine Pflicht erfülle. Aber glücklich war sie nicht.

15.

Der Winter war vorbei oder tat wenigstens so. In einer einzigen Nacht verschwand der Schnee, funkelten die Sterne, erhob sich der Sturm, und diese Föhnacht brachte es fertig, daß am Morgen die Sonne die Böglein daran mahnte, ihre Nester zu bauen, weil es an der Zeit sei.

Umsonst hingen doch die Mistkästen nicht an den Bäumen. Es schlüpfte bald daran ein und aus von Staren, Meisen und Finken, und da und dort jubelte eine Amsel ihrem Schäcklein zu, daß die Aussteuer bereit sei und der Platz zum Brüten gefunden.

In Susannas Wohnzimmer sprangen die Fenster auf, und langsam zog die geweihte Frühlingsluft an den bunten Hyazinthen vorüber bis in die hintersten Winkel. Es wurde dem einsamen Mädchen dabei wohl ums Herz. Ihr war, als zögen die Geister, die seit Wochen die Oberherrschaft im Haus hatten, hinaus ins Blaue. Wenn sie die Treppe hinauf und hinab lief, schienen ihr die Edeln weniger dunkel zu sein und die Winkel im Flur weniger dumpf. Das schwarze Efeublatt, das noch immer die gesprungene Scheibe auf dem Treppenabsatz verdeckte, fiel ihr an einem der schönen Morgen auf einmal auf. Es mußte fort von dem Bläcklein, von dem aus es fast zwanzig Jahre Freud und Leid des Hauses Schwendt mit angesehen. Es verschwand, und eine neue, klare Scheibe ohne Holzstäbe ließ einen ansehnlichen Fezen blauen Himmels hereinströmen. Und da es nun viel heller geworden auf der Treppe, stellte Susanna einen Laurierbaum daneben und freute sich jedesmal darüber, wenn sie zur Laube hinaufstieg.

Dort stritten sie wieder einmal. Der Weinende bekämpfte heftiger als je den Lachenden, der es im Bunde mit der Sonne leicht hatte, den Sieg zu erringen. Fast verächtlich glitt Susanna an dem traurigen Kiel vorüber und sah ihn nicht einmal an; denn an solch herrlichen Frühlingsmorgen wollte sie nicht an Leid und Trauer erinnert werden, geschweige sich etwas vorweinen lassen. Der Winter hatte ihr genug des Trüben geboten.

Eine lange Reihe gleich schöner Tage folgte. Wenn Susanna ganz ehrlich hätte sein wollen, hätte sie zugeben müssen, daß nicht die laue, verheißende Luft allein, auch nicht der glitzernde Tag, noch die ehefreudigen Böglein daran schuld waren, daß ihr so warm und fröhlich ums Herz wurde. Sie hätte bekennen müssen, daß es die Erwartung war, die sie leise vor sich hinsingen ließ.

Klärchen und Doktor Bernhard hatten zu kommen versprochen. Da Bernhard von je ein Sonnensohn gewesen, hatte er den schönsten Tag im Monat erwischt. Vielleicht den schönsten des ganzen Jahres. Wer konnte das wissen?

Und als die beiden aus dem Wagen sprangen und den Rain hinaufstiegen, er in seinem hellen Haar und den hellen Augen und Klärchen mit ihrem liebevollen, schmalen Gesicht, da war Susanna, die sie kommen sah, die Treppe hinuntergeslopen, zur Haustüre hinaus und ihnen entgegen.

Bewundert sah Bernhard sie kommen. Das Bild eines sehr jungen, etwas steifen, schmerzlich zurückhaltenden Mädchens drängte sich ihm auf. War das jetzt dieselbe Susanna?

Da grüßte sie schon und streckte dem Jugendfreund und der Schwester die Hand entgegen und lachte. Warum? Sie hätte es nicht sagen können, aber sie fühlte, daß sie heute jung war, daß sie Jugend brauchte und daß sie früher sehr, sehr alt gewesen war. Plaudernd und erzählend ging sie mit den fröhlichen Besuchern den schmalen Weg hinan, der heute so sauber und trocken war, als hätte der kalte und unfreundliche Schnee ihn nie umarmt.

Jugend, Jugend, das brauchte Susanna. Fast widerwillig betrat sie das dunkle Haus und die roten Fliesen,

die doch heller und farbiger glänzten als an den trüben, vergangenen Tagen. Jugend brauchte sie. Wie sollte sie sonst neben Krankheit und Laster bestehen können? Wie sollte sie gedeihen zwischen dem einsilbigen, verschlossenen Vater, der vom Genuss zur Reue und zwischen dieser und der Verzweiflung hin und her schwankte, und der alten, in der Vergangenheit lebenden Verene? Wie sollte sich ihr Blühen entfalten unter ihren geröteten Augen, wie sollte sich in ihrer dünnen Gegenwart der frohe, gedankenleichte Sinn der zwanziger Jahre behaupten?

Es preßte Susanna das Herz zusammen, wenn sie an ihr dunkles Haus und an seine freudlosen Insassen dachte.

„Ihr bleibt doch da bis zum Abend“, bat sie eindringlich. „Ihr geht doch erst mit dem letzten Zug? Es ist so schön heute.“ Und bald, kaum war das Mittagsmahl, von dem Springer ferngeblieben, vorüber, liefen die drei schon im Garten herum und vergaßen keinen der verschlungenen Wege und keinen der geraden, und suchten unter der grünen Hecke nach Beilchen, und fühlten ihre Herzen schwollen bei jedem Vogelzauchzen und jedem Trillerchen, das über ihnen Fink und Star in die blaue Luft schmetterten.

„Ich bin so allein“, sagte Susanna plötzlich und sah auf die Beilchen herunter, die sie in der Hand hielt. Dann erschrak sie und errötete, als sie es gesagt. Wie kam sie dazu, ihr Fühlen preiszugeben? „Ich meine“, erläuterte sie rasch, „dass niemand habe, mit dem ich lachen könnte oder der mich lachen mache. Man wird selbst ganz still und ernst unter lauter stillen Menschen.“

„Die fröhlichen Menschen haben Ihnen von jeher gefehlt“, sagte Bernhard. Nachdenklich sah Susanna ihn an.

„Ja, das ist wahr.“ Ihre Worte kamen ihr aber vor wie eine unfreundliche Kritik Tante Ursulas und Onkel Daniels.

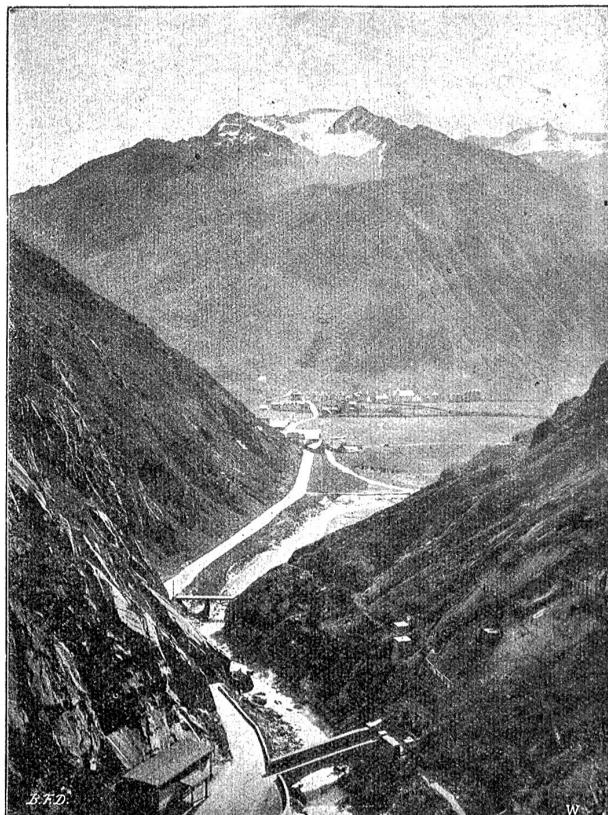
„Ich meine, weil keine Kinder auf dem Rosenhof waren.“

„Eben. In Bergeln hätten Sie das Lachen besser gelernt.“ Susanna wurde das Herz wieder schwer, trotz des schönen Frühlingsstages. Da ging sie neben Bernhard als eine Fremde. Und sie war ihm einmal die Nächste gewesen. Er hielt Klärchen an der Hand und hatte einst die ihre gehalten. Er redete davon, dass sie hätte in Bergeln aufwachsen sollen. Mitleidig und höflich fragte er sie über ihren Verkehr mit dem Vater, über den Verlauf ihrer Tage.

Ta, so stand es nun mit ihr. War sie denn damals blind gewesen? Oder hatte sie geschlafen? Und war es möglich, dass ein Mensch wie Bernhard sie nicht aufwenden konnte? War sie es wirklich gewesen, die mit Jean de Clermont im Schlitten gefahren? Wieder errötete sie tief.

„Jetzt wünschte ich gerne, was Sie gedacht haben“, scherzte Bernhard. „Sie sind ja zur dunklen Rose geworden.“ Er bekam keine Antwort. Über sein eigenes Wort zauberte ihm Tante Ursulas Rosenterrasse vor, und zwischen den Blumen sah er Susanna von damals, die er geschmückt mit den hellen und dunklen Blüten und die ungeduldig, fast mitleidig oder gar ein wenig verächtlich sein. Spiel sich gefallen ließ. Er meinte den sonnenwarmen Duft der hundertblättrigen Rosen einzutauen, er sah die Pfingstrosen neben sich am Weg stehen, die geblüht, als er sich verlobt. Er sah den Goldregen durch die Blätter rieseln und hörte das Bienengesumme, das sie wie ferner Orgelton umschmeichelte, damals, als er mit Susanna auf der weißen Bank saß.

(Fortsetzung folgt.)



Andermatt von der Schöllenen aus. Rechts: Eingang ins Sert Bätsberg.

Die Wiege der Schweizer Freiheit.

Nicht vom „stillen Gelände am See“, das doch gemeinlich als der Ort gilt, wo unsere nationale Freiheit mit dem Dreiländerbund ihren Anfang genommen hat, soll nachstehend die Rede sein. Denn hier war die Schweizer Freiheit schon ein zur Tat erwachter Jüngling. Nein, weit oben im Gebirge liegt sie, die Urwiege der Schweizer Freiheit, und wir fahren diesmal am Rütli vorüber und grüßen die traute Waldwiese nur von weitem als das Symbol jener Sehnsucht, die lebt in jeder Schweizerbrust.

Mit der Gotthardbahn fahren wir durch das wild-romantische Reuhtal hinauf bis dahin, wo das schwarze Tor sich öffnet, durch das der Zug voll sonnenhunggriger Menschen hinübergleitet ins Land des ewigblauen Himmels. In Gösschenen sind wir ausgestiegen und haben, durch das stattliche Hoteldorf aufwärtssteigend, den Weg gewonnen, der uns durch die Schöllenen hinaufführen soll ins liebliche Urserental. Wir könnten dieses Ziel auch ohne Bemühung erreichen, indem wir die elektrische Kleinbahn benutzen, die schon seit bald 10 Jahren die Schlucht hinauffährt. Wir ziehen es aber vor, zu Fuß hinaufzuwandern, um Schritt für Schritt die wilde Schönheit des Engpasses zu genießen. Auch möchten wir verweilend uns die historischen Vorgänge bewusst werden lassen, die sich an die Eröffnung der Schlucht und an den Bau des Durchpasses und seiner Brücken knüpfen. Denn hier ist sie, die Wiege der Schweizer Freiheit.

Diese Feststellung erfährt in neuester Zeit von autoritärer Seite her starke Anfechtung. Professor Karl Meyer in Zürich will nichts mehr wissen vom „Schmied von Urseren“ als dem Begründer der Schweizer Freiheit; nach ihm ist Wilhelm Tell nicht nur der poetische, sondern auch der historische Befreier der Waldstätte vom Joch der Unterdrückung. Oder ohne Symbolik gesprochen: nach Professor Meyer verdankten die Urner ihre Reichsfreiheit nicht dem